

1

Ob Engel älter werden?

Vor dem Palast, dessen restaurierte Fassaden alle Statuen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Könige des früheren Reiches beider Sizilien zeigen, hatte sich in der flüchtigen Dämmerung eine bettelnde Mutter mit welligem Haar gerade so gesetzt, dass sie, ihr Kleinkind an der einen Hand und den Geldbeutel an der anderen, uns und alle, die auf dem Platz spazierten, bewusst an eine falsche Pietà erinnerte. Ein paar Schritte fern von Kind und Beutel begegnete uns ein zerzauster Hund, um sich auf dem kalten Pflaster auszustrecken und im Angesicht aller, die ihn, wie in diesen Breiten nicht selten, sein Leben lang missachtet oder gequält hatten, unverschämt auffällig zu sterben. Ohne sich seiner Frivolität gewahr zu werden, sprang ein der Feier- und Festtage wegen fein wie zart gekleidetes Mädchen über das bald nicht mehr hechelnde Tier und nahm den drallen Ball, mit dem es gespielt hatte und der versehentlich in dessen wie unsere Richtung gerollt war, wieder in seine Hände, mit einem Griff, knapp und feist. Ja, als wären sie ein Rahmen des beiläufigen Geschehens, warfen die halbrunden Hocharkaden des eigentlich für den Verkehr gesperrten Platzes den Hall, den die ungeachtet des offiziellen Verbots darauf tosenden Vespas verursachten, eisig wie der Wind vom nahen Meer auf die Menschen zurück und erschienen uns, die wir den Ort gerade verließen, in ihren finsternen Ausmaßen wie die Schwingen eines Greifs.

In der Stadt, die von manchen das Kalkutta Europas genannt wird und die nach den fliegenden Worten meiner neuere österreichische, italienische und spanische Geschichte lehrenden Begleiterin die untere Spitze eines gleichschenkeligen Dreiecks als Verbindung der ehemaligen europäischen Staaten der Casa de Austria¹ vollendet formt, verbrachten Carmen Flores und ich

¹ Respektive italienisch Casa di (d')Austria

Tage mitten im Advent. Österreichs Kultur reiche weiter und tiefer, als es die Grenzen des heutigen Staates vermuten lassen, schmeichelte Carmen; anregende Worte, die von mir, der ich nach dem Verdikt eines französischen Politikers aus dem verbliebenen österreichischen „Rest“ stamme, vorgeblich achselzuckend zur Kenntnis genommen wurden.

Die Welt jedenfalls, die uns beim Eintreten ins klassische Kaffeehaus empfing, dessen Atmosphäre, als hätte sie Carmen zu ihrer Bemerkung inspiriert, nicht nur mich an Wien und einen Teil seiner Tradition erinnerte, war anders gekleidet, anders bewegt und anders geordnet als jene am Platz davor. Während wir den ersten der drei Salons betraten und mit einer Geste, die man früher galant genannt hätte, von einem Ober mit Schürze begrüßt wurden, lästerte die schöne Frau an meiner Seite, in meiner Sprache gebe es, verschieden zu den romanischen Idiomen, in deren Vokabular, Orthographie und Grammatik sie aufgewachsen ist, die Anrede ‚Mein Herr‘ leider kaum mehr. Ohne zu erwidern, dass ich diesen Umstand weder für schade noch für günstig, sondern vielmehr für bezeichnend für unser verwahrloset beschleunigtes Leben halte, fand ich im zweiten Salon einen freien Tisch mit Aussicht auf geschäftiges Leben. Wie uns der Kellner informierte, verlief hier die Grenze des reicheren Chiaia- und des ärmeren Spanischen Viertels, einer Zone an den Hängen der Hügel, der die Einwanderer vor allem aus Katalonien und Aragón, aber auch Kastilien und Kantabrien, ja Asturien und Galizien – mit der magischen Stadt in dessen Zentrum – historisch ihren Namen gegeben haben.

Wir setzten uns und sahen aus dem Fenster: Unzählige Menschen befanden sich auf den Straßen, teils trotteten sie im Schritt, teils schoben sie, teils stießen sie; erst waren sie voller Neugier auf die Verheißung einer in erleuchteten Geschäften ausgestellten Ware und dann voller Erschöpfung des behäbigen Sogs wegen, aus dem sie sich, einem Strudel gleich, kaum mehr lösten; was mit Interesse begonnen hatte, führte zu Lethargie und Aggression, verhalten bis offensichtlich. Carmen folgte meinem Blick: Nicht Personen, Gruppen oder Mengen wären das Problem, sagte sie bezeichnend, sondern Figuren, Cliques

und Meuten; Letztere setzten Menschen eine Fratze auf, verzerrten deren Wesen und verkehrten deren Talente. Klirrend stellte sie ihre Kaffeetasse nah an den Rand des Marmortischs: Ich wisse doch, wovon sie spreche; um meine Dichte wiederzufinden, reise ich so viel. In meiner Prägung berührt, horchte ich zwar auf, sie aber, scheinbar plötzlich unwillens, Weiteres auszutauschen, griff nach diversen in der Nähe liegenden Zeitungen unserer Sprachen, schlug eine krachend auf und gab zu lesen vor, dabei freilich mit ihren weiten Pupillen ab und zu über deren Rand lugend, ob ihr mein Blick endlich Recht oder Unrecht gäbe und nicht länger Indifferenz vorspielte, eine Haltung, die sie am schlechtesten ertrug.

Vom Inhalt abgesehen erinnerten mich Art und Ton, wie die Galizierin sprach, an eine ebenso jüngere Frau, die in der verwaisten windigen Stadt, in welche ich mitten in Europa geboren worden bin, im selben Haus wie ich lebt, heute allein, früher aber gemeinsam mit einer anderen: eine Reisende wie ich selbst, die mit ihrer damaligen Partnerin durch den verjäherten Kontinent streifte, in der Hoffnung oder im Trug, durch den Austausch dessen, was man eigen und fremd, Heimat und Exil nennt, ihre Beziehung zu sich und anderen bewahren zu können.

Obwohl Carmens Stimmgewalt und Klangfarbe anders waren, wohnte beiden Frauen beim Reden doch beinahe derselbe mathematische Rhythmus inne: Sie verwendeten, schien mir, in Dur oder Moll komponierte Melodien, und in jedem Takt, den ich darin zu hören glaubte, schwangen nicht nur Sehnsucht und Schwermut, sondern auch Distanz und Ironie.

Ob dies ein Akkord – wie Carmen irgendwann und irgendwo spontan die Frage aufgeworfen hatte – einer Art Engel ist: ein Akkord wie auf dem Klavier, in seinem Wesen weder gut noch böse, weder jung noch alt, sondern richtig oder falsch, hart oder weich; einer Art Engel, weder tot noch lebendig, weniger Erde als Luft, mehr fern als nah, sowohl streng wie mild; keiner Art aber, hatte die skeptische Gläubige, um Missverständnissen vorzubeugen, sofort verdeutlicht, die uns plump schützen, sondern solcher, die uns sacht weisen; keiner Wächter also,

sondern Boten und Mittler, weniger Beschützer als Botschafter und Vermittler. Beispiele müssten Vorbilder werden, waren Carmens Worte gewesen, erinnere ich mich nach wie vor.

2

In der Zeit, als ich noch zur Schule ging, streifte mein Blick Tag für Tag über ein Meer von Dächern: Erst sah ich in einen Hof, aus dessen Mitte sich ein Baum frisch in die lichte Höhe der ihn zu drei Seiten umgebenden Wohnungen wand, dann auf das erste Dach einer alten Fabrik: eine Wölbung, auf das zweite: eine Fläche, und auf das dritte: eine Schräge. Zwischen dem ersten und zweiten, der Wölbung und Fläche, stieß ein runder Schlot aus roten Backsteinziegeln kräftig wie ein Obelisk in den Himmel. Es folgte, einer scharfen Kerbe gleich, eine Gasse mit Häusern, deren oberste Etagen die Dächer der Fabrik knapp überragten.

Der Himmel darüber war in seinen Farben selten klar: in der Nähe des Schlots, je nach ausgestoßenen Abgasen, das eine Mal paprikarot, das andere safrangelb, sowie in der Ferne, je nach herrschendem Wetter, entweder meeresblau oder flussgrau. Ich verglich ihn, Kontrast zur Ruhe und Milde der Schindel darunter, mit einem Szenenbild sich alltäglich abwechselnder Jahreszeiten, das meine beim Film und am Theater beschäftigten Eltern hätten gestalten können.

Als Kind wie in der Jugend empfand ich die vor meinen Augen scheidende Flucht der Dächer still und sanft: Der Regen floss im Frühling und Herbst darauf, als sammelte er sich zu einem See, der Schnee ballte sich im Winter, als stammte er aus einem Bild von Brueghel, und die Sonne breitete sich im Sommer aus, als wäre der Schlot der Fabrik ihr Strahl im Zenit. So verglichen sich die Jahre bis zum Ende der Schule wie des Studiums.

Als ich im Anschluss daran im Kreis eines Politikers zu arbeiten begann, brach man die Fabrik ab und Ansicht wie Ausblick änderten sich jäh: Morgens schaute ich auf eine karge Fläche aus schuppigem Kies, die bis zum Aufbau einer modernen Wohnhausanlage eine Weile schäbigen Autos zum Parken

diente. Durch die Öffnung der Kerbe lagen die dahinter stehenden Häuser nun frei, und senkte sich abends die Finsternis über die verwaiste windige Stadt, blinkten mir die Lichter der langen Gasse in verschiedenen Höhen entgegen, wie die geöffneten Fenster eines Adventkalenders.

So blieb es nicht nur im Winter, und der verhangene Himmel über dem mit der Zeit vor meinem Fenster gewandelten Szenenbild senkte sich einem Schleier oder Vorhang gleich so tief auf die Erde herab, als wäre die Erinnerung an einen erhofften endlosen Bestand der fliehenden Dächer und die Zeit an Schule und Universität nur die sprießende Phantasie eines unwirklichen Lebens, ja ein Theaterstück oder Filmabriss gewesen.

3

Um uns drängten sich die tobenden Massen: Rot und gelb stoben Feuer in die finstere Luft. Böller platzten. Rauch breitete sich auf der grellen Straße aus. Durch den dichten Rauch fuhr ein Taxi. Die Meute bewarf es mit Steinen. Sie traf und heulte auf. Raketen zischten und krachten. In der Nähe schrillten mobile Telefone. Autistischen Exhibitionisten gleich sprachen die Menschen mit und über sich selbst. Sektgläser wurden zu Boden geworfen. Auf den Scherben fingen die Leute zu tanzen an. Sie küssten einander und feierten sich. Sie brüllten. Ein neues Jahr hatte begonnen, die Mitternacht war im Lärm erstorben, Glocken waren nicht zu hören gewesen.

Unsere Wahl für Silvester war auf Berlin gefallen. Die Stadt erschien mir „vielleicht wie ein Symbol für eine aus den Fugen geratene Zeit“. „Proprio tu ...“, erwiderte Amedea De Cataldis in ihrer Muttersprache. Mit einer flotten Bewegung warf sie den karierten Schal um die Schultern und teilte damit ihr langes schwarzes Haar optisch in der Mitte. „... di un simbolo“, setzte sie wieder an, „ne hai bisogno come un cristiano del miracolo.“ Eine Flocke tupfte ihr auf die Nase. „... Altrimenti rompe il tuo sistema.“² Schmunzelnd verneinte ich.

² „Gerade du [...] bedarfst des Symbols [...] wie ein Christ des Wunders.“ [...] „Ansonsten bricht dein System zusammen.“

Amedea lag in ihrem frischen Pyjama neben mir. Wir waren ins Hotel zurückgekehrt und hatten uns umgezogen. „Ein neues Gewand für ein neues Jahr“, hatte sie gesagt, diesmal in meiner Sprache. Sie teilt sich mir, dachte ich, durch die Augen mit, die oft leuchten können, und nicht durch den Mund, der selten lächeln will. Ich stand auf und wusch mich.

Amedea kam aus Turin. Vor Jahren hatte ich sie im Zug kennen gelernt. Wir trafen einander immer wieder und bereisten gemeinsam Städte und Länder. Wir liebten einander und trennten uns wieder. „Woher kommt deine Abneigung gegen eine Gesellschaft, die zu lange dauert“, fragte sie verschlafen, als wir am folgenden Tag durch Berlins Zentrum streiften. „Aus der Zeit, vielleicht, an meiner Schule“, antwortete ich karg. Wir bogen um die Ecke und ich ging nicht länger darauf ein. „Es ist dein Leben“, sagte sie in einer Schärfe, der sich ihr Idiom allein durch seinen Klang entzogen hätte, „nicht unseres.“

Am Morgen nach der großen Orgie war die Stadt fast wüst. Das Café, das wir hatten aufsuchen wollen, war noch geschlossen und wir betraten ein Espresso. Der Kaffee schmeckte wie Wasser. „Non come a Vienna oppure a Torino“, raunte ich. Amedea zuckte die Schultern. Strähnen fielen ihr auf Stirn und Wange. Sie strich sie nicht aus dem Gesicht. „Ti vuoi nascondere?“, fragte ich. „Quando torniamo?“, zischte sie.³

Ohne einen Begriff von Zeit liefen wir durch den jüdischen Friedhof im Norden des Zentrums und ich erinnerte mich an meine Eindrücke, die ich in einer Stadt nicht des spanischen, sondern des polnischen Galizien, Krakau, und bei Lagern in deren Nähe gewonnen hatte.

Am Ende des Friedhofs stießen wir auf die Fassaden baufälliger Häuser. Manche hatten Balkone, manche Erker. Alle wiesen auf den ruhigen Acker. Ein Baum verzweigte sich von uns bis zu ihnen. Es fing zu nieseln an, ein Wind setzte ein. Die Wipfel in der Höhe begannen sich zu winden, die Blätter auf

³ „Nicht wie in Wien oder Turin. [...] Willst du dich verstecken?“ [...]

„Wann fahren wir heim?“

⁴ „Man rutscht aus.“

den Gräbern zu rascheln. Amedea stopfte ihr Haar ganz unter die Kapuze, die sie beim Eintritt in den Friedhof aus Pietätsgründen, so der Wärter, hatte überziehen müssen. Der Boden wurde dumpf. „Si scivola“⁴, flüsterte sie. Ich machte ein Foto, der Blitz zuckte auf und vergegenwärtigte uns.

Mit den niederflurigen Straßenbahnen fuhren wir durch den verfallenen Osten. Fast ohne Geräusch glitten die Garnituren zum Alexanderplatz in Berlin-Mitte. Von Köpenick aus waren wir in der Satellitenstadt Marzahn umgestiegen. Als wir sie, die mich mehr interessierte als vieles andere hier, hinter uns gelassen hatten, gelangten wir in den Umkreis der Ringstraßen. Am Bahnhof Zoo ließen wir unsere Rückfahrtscheine bestätigen und nahmen die U-Bahn nach Spandau.

Die kleine Vorstadt war fast menschenleer. An ihrem Hauptplatz war ein Jahrmarkt errichtet worden. Mit eingefallenem Gesicht und dünner Stimme bot ein Mann Lose feil. „Kauf dir doch dein Glück“, sagte ich zynisch zu Amedea, wieder auf Deutsch.

„Non dimenticherai mai la tua scuola ed i comportamenti che ci hai appreso“⁵, erwiderte sie, milder, in ihrer Sprache.

Über Prag fuhren wir heim.

Wir sprachen wenig.

In Wien trennten wir uns auf Zeit.

⁵ „Du wirst deine Schule und alles, was du da gelernt hast, nie vergessen!“